

Das Ende der theoretischen Bildung?

Der Stellenwert von Theorien im geisteswissenschaftlichen Studium 1975 – 2015

von Jörg Radtke

78

Im Jahre 2012 feierte die Universität, an der ich arbeite, ihr 40-jähriges Bestehen. Nicht nur die Universität Bremen, auch viele andere Universitäten in Deutschland entstanden im Rahmen der Hochschulexpansion in den 1970er Jahren, so dass mich meine Studienzeit in Trier und Siegen von einem spröden, funktionalistischen Betonbau zum nächsten führte. In einem Gebäude erinnern noch alte Fotos an der Wand an die Gründungszeit – außer der Architektur, einigen Wandmalereien und Kritzeleien lässt aber nicht mehr viel auf die Verhältnisse in den 1970er Jahren schließen. Diese jüngere, eigentlich zum Greifen nahe Vergangenheit meiner Hochschulen erscheint mir und vielen Studierenden im Jahre 2015 praktisch völlig fremd. Denn aus Graffiti und vergilbten Fotos sind kaum Praktiken des Studiums und Verhältnisse der Wissenschaft, also dem Studienleben mit all seinen Ecken und Kanten vor vierzig Jahren, ableitbar, welches nun in zwei unlängst erschienen Büchern wieder Leben eingehaucht wurde.

So erzählt Ulrich Raulff in seinem persönlich-intimen Erfahrungsbericht „Wiedersehen mit den Siebzigern“ (2014) von seinem Einstieg in die fremde akademische Welt des philosophischen Studiums und schildert vorgefundene Verhältnisse an den Hochschulen und Bibliotheken, aber auch abends in der Kneipe mit unterschwelliger Melancholie. Philipp Felsch hingegen beschreibt in „Der lange Sommer der Theorie“ (2015) die Geschichte des legendären Merve-Verlags in Berlin und die ‚theoretische‘, sehr spezielle Kultur West-Berlins, welche damals eine große Faszinations- und Anziehungskraft ausübte. Beide greifen ausschweifend damalige Entwicklungen der Gesellschaft, Studierstile und Ansichten an den Hochschulen auf. Ob dies nun die Kultur in den Hörsälen, Verlagen und Bibliotheken betrifft oder aber die Kulturen des Lesens, Schreibens, Zuhörens und Feierns; all das verdichtet sich zu einem Kaleidoskop des Studiums der Geisteswissenschaften in den Siebzigern. Bei einem Blick auf die Bilder und Be-

„Hochschulen, Wissenschaft und Studium haben sich fundamental verändert.“

richte der damaligen Situationen an den deutschen Hochschulen scheint sich eine Erkenntnis geradezu aufzudrängen: Hochschulen, Wissenschaft und Studium haben sich fundamental verändert. Hierbei geht es nicht um die Lebensweisen von Hippies und (Alt-) Linken, sondern um das geisteswissenschaftliche Studium in seinem Kern: Wie studierten unsere vorherigen Generationen, die sich nun an den Hochschulen als Dozenten mehr und mehr in die Pension verabschieden, und wie studiert man heute? Anders gefragt: Was ist vom geisteswissenschaftlichen Studium der 1970er Jahre übrig geblieben?

Ein Wiedersehen mit den Siebzigern

Ulrich Raulff, der furiose Foucault-Übersetzer, der heute das Deutsche Literaturarchiv in Marbach leitet, berichtet von „erbitterten Grabenkriegen“ in der Philosophie an der Uni Marburg (Raulff 2014: 17), von „ungeheurer Evidenz“ mancher wissenschaftlicher Diskurse (wie der Pädagogik) (ebd.: 23). Er spricht von einer „Quest“ der Siebziger, „ihre nervöse Suche, ihr eigentümlicher Wille zum Wissen“ (ebd.: 26), ja einer manisch-unerbittlichen Art, Begriffe akkurat und perfektionistisch klären zu

müssen (ebd.: 26f.) – ein Weiterleben ohne Literatur, Nächte des Lesens und ewige Diskussionen um einzelne Begriffsklärungen und Definitionen war anders gar nicht mehr vorstellbar. Man habe tatsächlich „noch an den Wert von Begriffen und ihre Bedeutung für das Leben geglaubt“ und in den Diskussionen ging es denn auch „um mindestens alles“: „Es gab diesen heiligen Ernst, dieses Verlangen nach Klarheit“ (ebd.: 27). Aber schon zehn Jahre später wurden die Studierenden der 1970er Jahre für reine Pedanten gehalten, tödlich ernst hätten die alles genommen, sich theoretischen Begriffen mit einem vielleicht schon heiligen Ernst vorsichtig angenähert – dem Leben habe das aber nicht geschadet, merkt Raulff mit einem indirekten Seitenhieb auf die spätere Studien-Aufräum-Mentalität an (ebd.).

Ein Leben, das vor allem aus dem Lesen von Büchern bestand (praktisch überall) und einen natürlichen Lebensraum in Form der Bibliothek (mit eigenen Spielregeln) beinhaltete, beschrieben als ein Leben im Suchtmodus: „Tatsächlich lassen wir noch nicht mit den kalten Augen von Google. Wir lasen nervös, flüchtig, querbeet und nicht, wie wir sollten, aber wir lasen mit heißen Ohren.“ (Ebd.: 170)

Doch beim beschwingten und energiegelichen Weg in die Theorie lauerten für den Studierenden als Neuling in der akademischen Welt bei „ungenau erinnerten Zitaten“ oder falschen lateinischen Formen auch Stolpersteine (ebd.: 58f.). Die Fehler, die dem unbefangenen Jung-Akademiker Raulff dabei als Lehrling unterliefen, wirkten sich gleich gravierend aus und entfalteten auch noch eine Langzeitwirkung: Sie schmerz(t)en Raulff demnach wohl ein Leben lang. Denn ganz im Sinne von ausgeprägtem Distinktionsverhalten führten solche Fauxpas schnell zu Missgunst und Ausgrenzung des Unbelesenen. Aufsteiger-Probleme der bekannten Art, aber doch auch hier von einer solchen Dimension, wie es wohl nur in anderer Denkweise (und das heißt aus heutiger Perspektive: aufgeladener, emotionaler, impulsiver) vielleicht ansatzweise nachvollzogen werden kann, denn derart abgehobene Studierenden-Communitys einer selbsternannten Avantgarde scheinen heute glücklicherweise größtenteils ausgestorben zu sein.

All diese Beschreibungen erscheinen von der heutigen Realität des Studiums weit entfernt zu sein, so wie auch das Gesamtverständnis von Universität:

„Eine Studentenschaft, die mit größter Selbstverständlichkeit ihre sämtlichen Probleme, die politischen wie die existentiellen, die öffentlichen wie die privaten, ja intimsten, in die

Universität und an sie herantrug – in der naiven Erwartung, dort werde eine Lösung sich finden lassen –, eine solch erwartungs- und anspruchsvolle Studentenschaft hauchte dem Mythos der Universität als Gemeinschaft sui generis, ob Staat, Familie oder Polis, neues, frisches Leben ein.“
(Ebd.: 25)

Aber auch wenn man romantisierend den jungen Studenten Raulff in seinen Bücherbergen versunken vor sich sieht, so erscheinen aus Sicht meiner und jüngerer Generationen die alten Schulen- und damit Cliquenbildung und Vetternwirtschaft unerträglich und kaum mehr nachvollziehbar. Welchen Sinn soll es machen, sich einer bestimmten Denkrichtung anzuschließen und dann in nicht enden wollenden Diskussionen zwischen den Fronten zu kämpfen? Da machten die Theorie-Schulen-Seilschaften der 1970er und 1980er auch keinen Unterschied zu den vorherigen Generationen und bildeten munter, und in gewisser Weise auch wenig reflektiert, Meinungsführerschaft, Gefolgschaft und dann Frontenbildung und Grabenkampf aus. Doch für Raulff blieb die Theorie zeitlebens das „höchste Gut“, heute ziehe man verwunderte Blicke auf sich, „wenn man zu schildern versucht, mit welcher heiligem Ernst, aber auch welcher Lust man sich damals auf alles stürzte, was nach Theorie aussah und den großen Durchblick versprach“ (ebd.: 155).

Der lange Sommer der Theorie damals – das Ende der Theorie heute?

Dem noch jungen Theorie-Historiker an der Berliner Humboldt-Universität Philipp Felsch erscheinen die Erlebnisse der „Offenbarung“ der Theorie aus den 1970ern später „seltsam fremd“ (Felsch 2015: 15), sie erscheint ihm „einer intellektuellen Epoche anzugehören, die unwiderruflich vergangen war“ (ebd.). Doch die Theoretiker_innen von damals konnten kaum das erschaffen, was man heute nachhaltig nennt, also sich langfristig etablieren: „Es gehört zu den Merkwürdigkeiten der theorieversessenen Achtundsechziger, dass aus ihren Reihen kaum eigene Theoretiker hervorgegangen sind“ (ebd.: 16), stattdessen seien in jüngerer Zeit viele Memoiren ehemaliger Theorieleser_innen entstanden. Es erscheint kurios, dass ausgerechnet die heute älteren Semester von einer Nostalgie und Sentimentalität befallen sind wie in der Zeit der Romantik. Offenbar fehlen diesen Theorie-Studierenden heute die Leitfiguren und die Orientierung, es bleiben die alten Leuchttürme, denen sie ein Leben lang treu sind. Dennoch hat auch diese Generation der Schüler_innen der alten Theorie-Schulen mit ihren „großen Meistern“ wie Theodor W.

„Es erscheint kurios, dass ausgerechnet die heute älteren Semester von einer Nostalgie und Sentimentalität befallen sind wie in der Zeit der Romantik.“

Adorno, Gilles Deleuze, Michel Foucault, Martin Heidegger, Wolfgang Klafki und Niklas Luhmann wertvolle Arbeit geleistet, indem sie Zugänge geschaffen und unwegsames Gelände erschlossen haben. Ihre Reflexionen sind heute Standardwerke für Erstsemester. Leider waren sie mitunter in die eigenen Einführungen in gefühlt hundertster Auflage allzu stark verliebt und die entscheidende Frage bleibt: Welche Anknüpfungspunkte soll das für ihre Schüler_innen bieten?

So mutmaßt Felsch schließlich, was heute nach dem Theorie-Zeitalter folgen könnte. Er sieht ein „Rückzugsgefecht“ (ebd.: 240) im Gange: „Ist nach der Theoretisierung der Erzählung die Erzäh-

lung der Theorie zum neuen Trend geworden? Kann es sein, dass Theorie als Gegenstand von Literatur gegenwärtig interessanter ist denn als ihr Analyseinstrument?“ (ebd.: 239) Damit scheint das Ende des Theorie-Zeitalters eingeläutet zu sein, die Zukunft der Theorie sei aber (immerhin) ungewiss, so resümiert Felsch kurz und bündig.

Tatsächlich erscheint es mir als Vertreter der Generation Y so, als ob irgendwann ein Bruch zwischen der lesebesessenen Theoriegeneration und der schnellle-

bigen Paper-Generation von heute entstanden ist. Es mag tatsächlich daran liegen, dass entweder eine Anschlussfähigkeit der Theorien von Anfang an nicht angelegt war oder eben die Rezipienten nicht dazu fähig waren, Theorien weiterzuspinnen oder auch neue Ansätze zu entwickeln. Vielleicht folgt also auf jede Theorie-Generation mit starken Persönlichkeiten, welche die Theorien hervorbringen und verteidigen müssen, eine Art von verarbeitender Übergangsgeneration, die das Hervorgebrachte erst mal verdauen muss, bis danach wieder mutigere Theorie-Entwickler_innen antreten können.

82

So könnte man derzeit vermuten, dass nach den theorieverlorenen Zeiten der privatisierungs- und liberalisierungsfreundlichen 1980er und 1990er Jahre ein neues Theorie-Zeitalter anbrechen könnte. Etliche neue theoriegeladene Werke werden in diesen Tagen vorgelegt, so zum Beispiel von Giorgio Agamben, Alain Badiou, Zygmunt Bauman, Manuel Castells, Manuel De Landa, Bruno Latour, Hartmut Rosa, Pierre Rosanvallon und Slavoj Žižek. Neue Themenfelder wie Nachhaltigkeit, Resilienz, Kosmopolitanismus und Postkolonialismus werden erschlossen, Diskussionen über das Zeitalter des Anthropozäns und eine Postwachstums-/Degrowth-Gesellschaft entfalten sich, auch Weiterentwicklungen von Konzepten wie von Foucault, Habermas und Luhmann sind

en vogue, etliche neue Einflüsse auf Theoriebildungsprozesse sind erkennbar.

In der Philosophie wird treffenderweise über eine Neujustierung in Form des „Neuen Realismus“ (Ferraris 2014, Gabriel 2014 und siebenteilige Reihe in Der ZEIT) und neuen Materialismus (Coole/Frost 2010) diskutiert, Lesezirkel gründen sich in urbanen Zentren und an Hochschulen (Stichwort: Berlin-Kultur). Doch an den gewöhnlichen, Nicht-Elite- und Nicht-Exzellenz-Universitäten (bzw. deren schnöden Nebenkulturen) selbst scheint davon nicht viel zu spüren zu sein, erst kürzlich zeigten Julian Nida-Rümelin und Bernhard Pörksen in der ZEIT auf, wie das geisteswissenschaftliche Studium unter die Räder der Forschungs- und Wissenschaftsmanagement-Logik des 21. Jahrhunderts gerät (vgl. Nida-Rümelin 2015, Pörksen 2015). Wie eine Schraubzwinge spanne demnach das theorieentleerte Bologna-Studienmodell „von unten“, die Drittmittel- und internationale, theorieunfreundliche Forschungslogik „von oben“ die Universitäten ein, das alte (Lebens-)Modell der Theoretisierung im Sinne einer gemächlichen Reflexion passe da nicht mehr rein.

Die Transformation der letzten Jahre: Vom klassischen Buch zum PDF

Ich möchte in diesem Beitrag als These einen grundlegenden Wandel des geisteswissenschaftlichen Studiums disku-

„Verloren in den unendlichen Weiten der Online-Ressourcen steht man einer Unübersichtlichkeit gegenüber, die erst zur Verwirrung, dann zu Unsicherheit und schließlich zu Angst führen kann.“

tieren, den ich insbesondere an zwei Entwicklungen festmache: der Digitalen Revolution und dem kulturellen Wandel an den Hochschulen in den letzten 15 Jahren.

Als ich zu studieren begann, befand man sich noch in den Gerhard-Schröder-Jahren, die von einem gewissen Aufbruch der 1990er Jahre geprägt waren. Der führte zwar auch zu Privatisierungswellen und Hartz-Reformen, aber im Stillen bedeutete er eine technische Revolution: den bahnbrechenden Ausbau des überall verfügbaren Highspeed-Internets gekoppelt mit mobilen Geräten. Die Technik zog zu Beginn meines Studiums in die Bibliotheken ein. Was veränderte sich dadurch? An den Arbeitsplätzen wurde es zur Regel, an Laptops zu arbeiten, die dank flächendeckendem WLAN-Ausbau über Internet verfügten. Die Universitäten und Bibliotheken unterstütz(t)en die Digitalisierung massiv, heute stehen viele Bücher und Aufsätze in Online-Ansichten und als PDF zur Verfügung, in den Studieninformationssystemen werden Materialien digital von Dozent_innen hochgeladen.

Wie sah nochmal das alte Modell aus? Man kopierte Vorlesungen und alte Klau-

suren bei der Fachschaft. Man schlurfte durch lange Regalreihen oder konnte freundlicherweise gleich zum Semesterapparat gehen und reihte sich dann in die langen Schlangen an den stets defekten Kopierern ein, die dann nichts als unleserliche Resultate erschufen. Natürlich: Die Regale stehen immer noch, die Kopierer auch und selbst Semesterapparate sind noch existent – bei letztem wäre es interessant, etwas über die Nutzungsrate zu erfahren. Doch ich merke selbst, wie ich mich umgestellt habe. Als ich neulich ein ‚klassisches‘ Buch in der Bibliothek kopieren ging, kam mir das schon fast komisch vor. Und als ich mich umsah, stellte ich fest: So viele Menschen machen das nicht mehr. Da surfe ich lieber schnell mal zu Science Direct, da warten 13,5 Mio. Artikel mit komfortablen Suchfunktionen auf mich. Es ist eine einfachere Arbeitsweise, es ist ein Spiel mit dem Unermesslichen geworden – und es hat zweifelsohne viele Vorteile. Die Nachteile? Verloren in den unendlichen Weiten der Online-Ressourcen steht man einer Unübersichtlichkeit gegenüber, die erst zur Verwirrung, dann zu Unsicherheit und schließlich zu Angst führen kann. Der mühevollen, niemals enden wollen-

de Versuch, alles zu erfassen, erzeugt ein ungutes Gefühl der Unabgeschlossenheit – es geht theoretisch immer weiter, kann schließlich nur abgebrochen werden. Ein schlechtes Gewissen bleibt am Ende der Online-Recherche immer übrig, weil man viel übersehen haben könnte und einfach nicht zum Abschluss kommt, die Orientierung fehlt völlig. Die Crux des Recherchierens ist natürlich nicht neu, aber heute stellt man frustriert nach Zuklappen des Laptops fest, dass Erfolgserlebnisse ausbleiben, stattdessen bleibt ein diffuses müdes, antriebsloses Gefühl zurück. Nach der Lektüre eines einzelnen physischen Buches geht die Reise besser aus. In der Bibliothek entfällt zudem das berühmte Links- und Rechts-Schauen in den Regalen (oder wie Raulff es nennt: Das richtige Buch steht immer neben dem eigentlich gesuchten) sowie das ausführlichere Lesen in entspannter Haltung (gegenüber dem Laptop-Hocken). Aber vor allem: das Gefühl, nach gründlicher Lektüre eines Werkes etwas tiefer gehender verstanden zu haben. Ich kann in beliebig viele Online-Paper hinein schnuppern, auch das konnte man mit analoger Literatur tun, allerdings beschränkte da schon das pure Gewicht die Auswahl. Der Lesemodus selbst verändert sich aber heute zu einem Überfliegen und systematischen Auswerten dank gezielter Abschnittssuche durch Begriffssuchfunktion, gefolgt von Copy & Paste. Alles kann damit kontrolliert werden, in Zukunft können vermutlich alle Werke

dank allumfassender Digitalisierung gezielt durchforstet werden. Nichts bleibt übersehen, nichts kann mehr verloren gehen, alles ist erfasst. Zugleich wird jedoch vieles übersehen, geht verloren und nichts wird wirklich erfasst.

Das PDF lädt einfach weniger zum sinnierenden Lesen ein. Ich will auch diesen Stil nicht als negativ bewerten, allerdings führt er zu einer Denk- und Arbeitsweise, die weniger zu einer vertieften Auseinandersetzung mit den Zusammenhängen führt. Man hat viele Dinge vage im Blick, aber man kann sich mangels intensiver Auseinandersetzung zu keinem Beitrag oder zu keiner Denkrichtung adäquat äußern, weswegen offene Diskussionen dann aufgrund möglicher Aufdeckung des Halbwissens riskant erscheinen – tiefere Erkenntnis bleibt verschlossen. Es ist aber ein guter Modus für das Bachelor-Studienmodell: In kurzer Zeit soll möglichst viel (also eher oberflächlich) abgehandelt werden – so ließe sich das dann realistisch innerhalb der ECTS-Berechnungen bewältigen. Was wird nun Studierenden heute an Theorien präsentiert?

Durch die Zerteilung der Bachelor- und Masterstudiengänge bricht grundsätzlich ein zeitlicher Korridor weg, welcher in dem alten Hauptstudium nach Grundlagenwerb endlich zur Behandlung und Diskussion komplexerer Zusammenhänge führte. Wo es im alten Studienmodell mit der Theorie so richtig los

gehen konnte, bricht im Bachelor nach Grundlagenvermittlung auch schon bald die Bachelorarbeit an. Ähnliches gilt für den Master: Nach dem Einstieg bleibt nicht viel Zeit (praktisch ein oder zwei Semester), bis auch hier die Masterarbeit den Abschluss und somit Abschied von einer längeren Diskursmöglichkeit besiegelt. Denn der Master soll eine Spezialisierung ermöglichen, welche allerdings nicht in die Tiefe geht, sondern nur noch mehr Wissensgebiete anreißt.

Übersichtlich und prüfungsgerecht soll alles Wissen sein, kurz und knapp, nicht zu kompliziert, schnell abhandelbar; weitergehende und zu komplizierte Fragen sind nicht erwünscht. Das gilt so für die Forschungsprojekt-Logik an den Universitäten, so für die Fachvorträge, Diskussionen, Publikationen und so auch für die Ausgestaltung von Seminaren und des geisteswissenschaftlichen Studiums, wie Nida-Rümelin und Pörksen wohl zu Recht schildern (vgl. Nida-Rümelin 2015; Pörksen 2015).

Das Zeitalter des Bachelor ohne Theorie-Kapazität?

Wissen wird heute also anders beurteilt: Welchen Sinn soll es eigentlich machen, Adorno und Hegel zu lesen? Ulrich Raulff würde da wohl die Augen verdrehen. Leider scheint in dieser Hinsicht ein Rückschritt stattzufinden: Die großen Werke kehren zu den wenigen Expertinnen zurück, wo sie in großen Regal-

reihen wieder als Heiligtümer einsortiert sind und die reine Existenz zur Zuschreibung des geisteswissenschaftlichen Intellektuellen gereicht. Das Paperback, von dessen Erfindung sowie Schaffung anderer preisgünstiger Alternativen (wie billiger Druck großer Werke in kaum legalen "Suhrbier"-Verlagen des studentischen Untergrundes) Raulff berichtet, sollte die große Kluft überwinden und jedem Theorie ermöglichen (vgl. Raulff 2014: 50f.). Eigentlich eine Revolution, dass die Digitalisierung alles preiswert zugänglich machen kann – aber entstehen dadurch auch Zugänge?

Kann man also im digitalisierten Bachelor-Studienmodell komplexe Theorien kennen (und vielleicht auch schätzen) lernen, ohne dass es nur einem Vorbeirauschen gleich kommt? Man kann nun einwenden, dass dafür ein Bachelor nicht geschaffen ist, man kann auf spezialisierte Master-Programme mit Theorieschwerpunkt verweisen, man kann auch infrage stellen, ob nicht in den alten Studiengenerationen auch die Theorien vorbeirauschten. Das mag sogar alles so sein. Aber entscheidend ist: Die Chance des Kennenlernens wird wissentlich und willentlich verringert. Und ich behaupte: Ist dieser Schritt erst gemacht, ist es nicht mehr weit zu einer völligen Entfremdung und Infragestellung der theoretischen Hochschulbildung überhaupt.

Hinzu kommt: Mit der Zurückdrängung des physischen Werkes und der Studienreformen ging auch ein Abtreten des al-

ten wissenschaftlichen Personals einher; damit änderte sich die Kultur der Lehrstühle, Institute und der Veranstaltungen. Viele meiner Dozenten waren dem Renteneintritt sehr nah, sie vermittelten noch eine computerferne wissenschaftliche Arbeits- und Denkweise. Sie studierten in den 1960er und 1970er Jahren und brachten das alte Denken mit. Der Kontakt mit diesen Dozent_innen im fortgeschrittenen Alter hat sicherlich sehr geprägt. Sie vermittelten eine Annäherung an Theorien und Werke, eine Form der Auseinandersetzung, der Diskussion und Reflexion darüber, welche einem anderen, ruhigeren, gemüthlicheren und entspannteren Geist der Vergangenheit, also vermutlich ihrer prägenden Studienjahre entsprach. In diesen Seminaren und Vorlesungen ging es nicht darum, möglichst viel und schnell an Material durchzuprügeln. Mut zur Lücke lautete das Motto; ein einzelnes Werk, dafür gut besprochen, kann doch ausreichen. Es wurde vermittelt, in offenen statt geschlossenen Klammern zu denken, Gedanken nicht abzuschneiden, Fragen zu stellen, kritisch zu bleiben, hin und her zu wägen, kurz: eine Einladung zum Diskurs. Kein Schweigen nach perfekt in Szene gesetzter Powerpoint-Präsentation. Angst vor komplexen Theorien sollte überwunden werden, wir

sollten uns von den faszinierenden und schwindelerregenden Windungen der geisteswissenschaftlichen Theorienwelt infizieren lassen – was freilich mit einem freundlichen Lächeln oder gelangweilten Gähnen diesem so sehr verschiedenen, naiv erscheinendem, impulsiven und hochgradig emotionalen Zugang der älteren Dozent_innen zu der Theorienwelt abgetan wurde.

Mit dem großen Umbruch des Generationenwechsels der letzten Jahre und massiven Verjüngung der Kollegien ist allerdings dieser letzte Hauch verflogen. Doch auch schon diese heute betagten Dozent_innen, also die Schüler_innen von Adorno & Co (geboren nach dem Zweiten Weltkrieg) warfen die alten Schulen mitunter heftig und immer aber auf eigenwillige Art und Weise über Bord, die neue Systemlogik tat ein Übriges hinzu. Um diese Quellen einer Kultur der Theoretisierung und Theoriearbeit mehr und mehr versiegen zu lassen. Heute scheint es einem jungen Wissenschaftler eher fern liegend, sich einer bestimmten Denkrichtung in Form einer speziellen Theorieschule anschließen zu müssen, die Pluralität ist die neue Einheitsschule. Jeder Ansatz hat seine Berechtigung, man ist in seinen Formulierungen sehr vorsichtig geworden. Die Logiken der Antragsfor-

„Mut zur
Lücke lautete
das Motto; ein
einzelnes Werk,
dafür gut
besprochen,
kann doch
ausreichen.“

mulierung und Journal-Paper wirken dem ohnehin grundsätzlich entgegen. Wer sich auf eine Seite schlägt, wird angreifbar; das Projekt, die Forschungsergebnisse werden gefährdet. Die Vorherrschaft der empirischen Schule geht damit d'accord, sie entspricht aber auch dem akademischen Zeitgeist: Festlegungen werden vermieden, flexibel und geschmeidig wird in distanzierter Umgangsweise in dritter Person von eigenen Ergebnissen gesprochen, als ob der Forscher selbst damit gar nichts zu tun hätte.

Das Erbe der Theorien – ein Ende der Theoretisierung, wie wir sie kannten

Was fangen nun die jüngeren Generationen mit dem theoretischen Erbe an, das offline und online in allen Primär- wie auch Sekundärversionen erkundbar wäre? Die Zeit der Ausarbeitung und Interpretation großer Werke scheint vorbei zu sein. Denn nicht immer und immer wieder können und sollten Bezüge auf Foucault und andere Geistesgrößen des 20. Jahrhunderts die ausschließliche Theoriearbeit darstellen. Dieser Modus wird seine Grenzen finden, denn irgendwann lassen sich keine weiteren unveröffentlichten Vorlesungen von Foucault mehr finden, die man ausschlichten könnte, das Spiel lässt sich also nicht ewig weiterspielen. Dieser Rückgriff auf große Ideen und dann der Hinweis, dass man ein Beispiel für das theoretische Konzept gefunden hat, worüber man nachdenken

kann (was dann aber meist gar nicht erfolgt), das wäre – böse formuliert – wie eine Besprechung in der Schule. Aber die Frage lautet: Wie kommen wir zu fundierter, wohl durchdachter und adäquat formulierter Theoriebildung unseres Zeitalters?

Darauf ließe sich antworten, dass es eben nicht mehr geht, was aber nicht schlimm ist, denn alles ändert sich. Es gibt solche Zeitalter der Theorie, sie gehen wieder, kommen wieder und so weiter. Einige Kolleg_innen malten mir schon ein Bild einer geisteswissenschaftlichen Welt ganz ohne Theorien vor. Sie fragten mich ganz pragmatisch: Wozu noch die „Grußformeln“, mit welchen (noch jede) Abschlussarbeit wie Dissertation beginnen muss (unter Bezugnahme auf Konzept XY von Bourdieu, Habermas, Foucault werde ich im Folgenden...)? Kann man das nicht gleich weglassen? Ja, das erscheint einleuchtend. Immer weiter entfernen wir uns von diesen Denkern, glorifizierend werden die legendären Vorlesungen beschrieben, doch damit gleichzeitig auch zu Grabe getragen. Es folgen lediglich leere Bezugnahmen, die nicht aus tieferer Überzeugung vorgenommen werden, sondern sich als ein erlernter, aufokroyierter Modus Operandi vollziehen. Würde das Zitat ohne Pflichtbewusstsein (Wem gegenüber? Den Professor_innen? Den Techniken wissenschaftlichen Arbeitens?) noch von Studierenden verwendet werden? Die Zweifel wachsen.

Und es erscheint vielmehr so, dass meine und die derzeitige Studierendengeneration noch so pflichtschuldig ist angesichts mangelnder Alternativen und noch existenter Ansprüche. Eine bereinigte Wissenschaftswelt der Fallstudien und Methodiken wäre in Zukunft durchaus denkbar. Die Studierenden sollen heute forschend lernen, so lautet einhellig das große Credo, sie sollen nah dran sein am Forschungsprozess und in „Labs“ arbeiten. Seltsamerweise kommen da nie Assoziationen mit Theorien auf, obwohl doch neue Theorien durchaus gesponnen werden. Dieser neue Duktus erinnert ein weiteres Mal an die naturwissenschaftliche und technokratische Praxis, wo doch die MINT-Fächer und so genannte Kompetenzvermittlung ohnehin an Schulen wie Hochschulen massiv gestärkt werden. Kompetenzen sind aber interessanterweise immer Methodenkompetenzen oder Sprachkompetenzen – niemals Theoriekompetenzen. Macht aber nichts, wir können in der Systemlogik vielleicht in Zukunft auch ein Theorien-Lab bilden, da werden dann Theorien seziert und klassifiziert.

Eine andere Antwort kann dagegen lauten, dass gerade ein großer Umbruch (noch im Verborgenen) stattfindet, dass die Theorien zurückkehren, sich vielleicht gerade eine neue Generation junger Theoretiker_innen ausbildet. Man könnte dem entgegen halten, dass es dafür aber schon eines Nährbodens bedarf, der jenseits der Kompetenzbildungen

der PISA-Schulen liegt. Doch es könnte auch die Chance bestehen, endlich aus dem Schatten der großen Theoretiker_innen herauszutreten und sich ohne Ballast den vielen Fragen und Herausforderungen der Gesellschaften (wieder) theoretisch zu stellen. Mut gehört sicherlich dazu, es einfach zu wagen und sich nicht in den unangreifbaren Bastionen der Empirie zu verstecken. Und die Hochschulen müssten einen Rahmen schaffen, in dem dafür genügend Zeit, angemessener Raum und Begleitung existieren. Es sieht freilich nicht gerade danach aus, doch Theorien haben schon oft auf steinigem Untergrund gewurzelt.

Ein Theoretical Turn in Sicht?

Theorien passen also – so die Überlegung – nicht so recht in Arbeits- und Denkweisen, die von kurzen Taktungen bei der Arbeit am Laptop, an der Uni von Kurs zu Kurs und im vielfältigen Lebensprogramm (Freunde in Deutschland verteilt, Wochenenden und Kurzurlaube im europäischen Ausland, mobiles Nomadentum) geprägt sind, das Leben somit beschleunigt ist, wie es Hartmut Rosa in seiner Beschleunigungsthese ausführt (vgl. Rosa 2013). Langwieriges Theoretisieren – das Kennenlernen, Diskutieren, Weiterdenken und Verwerfen von Ideen, Rede und Gegenrede, Neuansetzen der Denkbewegung – braucht bestimmte Lebensbedingungen, wie Zeit, Umfeld und Muße. Das soll aber nicht heißen, dass es keine Theoretisierung mehr geben kann,

„Alte Denker_innen sollen keinesfalls vergessen werden, aber ein krampfhaftes Festhalten scheint verfehlt.“

sie wäre aber vermutlich an die Verhältnisse angepasst: weniger universal, mehr flexibel gedacht, eher partiell, mit nur vorübergehender Gültigkeit, begrenztem Anwendungsbereich – also eine vorsichtige Variante, die dem momentanen Lebensmodus und Zeitgeist entspricht. Die Degrowth-Konferenz im letzten Herbst mit 3.000 Teilnehmern in Leipzig macht es vor. Hier könnte sich ein neuer Geist formieren, sofern es nicht auf ein aktionistisches Produzieren hinausläuft, was sich an Merkmalen wie professionell erscheinendem Englisch, hippen Präsentationen, netten Häppchen und dem Ausschneiden von regional angebautem Bio-Wein sowie allgemein heiterer Jahrmärkte-Begeisterung bemerkbar macht, also einer reinen Eventhaftigkeit, von der nichts bleibt außer Schall und Rauch. Indem heute aber ernsthafte Theoriearbeit geleistet wird, können mit einem Schritt zu einem neuen Denken befreit vom alten erratischen Sprechen der Theoretiker_innen der Nachkriegszeit neue Theorien entstehen, die zwar vermutlich sehr viel sachlicher, auch weniger normativ sein dürften, dennoch pionierhaft neue Themenfelder abstecken. Wäre das dann aber noch Theorie im bekann-

ten Sinne? Vielleicht nicht, vielleicht ist eine Transformation aber auch einfach erforderlich. Denn die momentan weit verbreitete Praxis des Anknüpfens, der Rückbezüge und des Heraufbeschwörens alter Geister, welche wie ideelle Standarten emporgehoben werden und als Symbole der Theorie Schutz vor attackierender Kritik versprechen, ist zwar besinnlich und für kurze Zeit auch fesch, kann aber für die Zukunft nicht dauerhaft der richtige Weg sein. Alte Denker_innen sollen keinesfalls vergessen werden, aber ein krampfhaftes Festhalten scheint verfehlt. Die Alternativen wären: das Aussterben der Theoretisierung oder eben das Weiterverfolgen alter Stränge – beides erscheint weder sinnvoll noch realistisch. Daher könnte einem aufziehenden Theoretical Turn tatsächlich das Wort geredet werden.

Theorien der Eliten oder ein privilegierter Neuanfang?

Vielleicht ist es aber auch so, dass die Theoriebildung in Abhängigkeit von gesellschaftlichen Entwicklungen steht, Felsch und Raulff beschreiben einen Hunger nach Theorien in der Zeit der jungen Bundesrepublik, die ihrem sinn-

versessenen Nachwuchs nach einer sinnentleerten Ära auch die Ressourcen dazu bieten konnte (Raulff 2014: 23; Felsch 2015: 12f.); und frisches Futter fand sich ausreichend in den Regalen der Bibliotheken. Natürlich – so mag man hier von Anfang an einwenden – waren es damals bloß Theorie-Eliten, und sind es auch heute Eliten, die an Universitäten theoretisieren und sich mehr und mehr völlig abschotten, wie es im U15-Club der „forschungsstarken Universitäten“, in Exzellenz-Clustern und exklusiven, internationalisierten Forschungs- und Graduierten-Kollegs geschieht (vgl. zur Kritik Radtke 2013). Angesichts der massiven Abgrenzung, welche von diesen Gruppen betrieben wird, um sich mit ihren Sprachcodes und Hochglanz-Praktiken von Top-Redner_innen der Exzellenz direkt über den Rest der gewöhnlich artikulierenden und agierenden Fächer zu stellen, welche zügig das Gros der Studierenden abhandeln müssen, erscheint der Untergang der alten Theorie-Kultur als gar kein großer Verlust. Eine solche Rolle der Abgehobenen erscheint mir fremd und ungemütlich, da stehen mir deutlich die Vorteile der nüchternen Zeiten vor Augen. Die heutige Begünstigung der jungen Studierenden durch Verfügbarkeit von Wissen und Breitenbildung könnte also eine sehr viel angenehmere, aufgeschlossene und vorurteilsfreie Basis für neue Theorie-Zeiten bilden. Andererseits scheinen die exkludierenden, elitären Auswüchse um sich zu greifen:

Nicht ausreichende Master-Plätze und Graduiertenkollegs mit wenigen Plätzen für Doktorand_innen führen zur harten Selektion und machen theorieintensiven Studien, die zu ein paar Semestern mehr führen, oder auch längeren Promotionszeiten den Gar aus.

Werden nun also nach dem Abdanken der alten Theorie-Kähne neue inspirierte Segler_innen in den nächsten Jahren in See stechen? Dagegen spricht, dass man es sich im Heimathafen bequem einrichten kann, das scheint mir der derzeitige Common Sense zu sein. Das Jet-Set-Leben der Fernbeziehungen, Konferenzen in Übersee und Auslandsaufenthalte schreit ja förmlich nach diesem sicheren Ankerpunkt. Andererseits: Wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Auf Dauer wird jedes noch so schöne und gemütliche (gedankliche) Hausboot langweilig. Das Unbehagen an der derzeitigen studentischen und wissenschaftlichen Praxis scheint zu wachsen, Desinteresse an dem, was Wissenschaft ausmacht, also Austausch, Wissensdrang und Neugier, könnte die logische (und traurige) Konsequenz sein. Also: Das Rüstzeug für eine neue Ära der Theorien steht bereit, ein Ozean voller Themen wartet auf Entdeckung und spannende Expeditionen; worauf warten wir noch?

ZUM AUTOR

Jörg Radtke, 32, studierte Sozial- und Rechtswissenschaften, Germanistik, Geographie und Pädagogik an den Universitäten Köln, Siegen und Trier. Promotion im Fach Politikwissenschaft an der Universität Siegen. Seit 2012 ist er als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Bremen tätig und forscht und lehrt zu den Themen Partizipation und Energiewende, Energie-, Umwelt- und Nachhaltigkeitspolitik sowie Techniksoziologie und -philosophie sowie neuere Theorien und Ideengeschichte der Geisteswissenschaften. Daneben engagiert er sich im Forschungsnetzwerk Energiegenossenschaften, in dem sich Wissenschaftler verschiedener Fachgruppen vernetzen und zusammenarbeiten.

LITERATUR

- Coole, Diana H./Frost, Samantha** (Hrsg.) (2010): *New materialisms: ontology, agency, and politics*. Durham, NC: Duke Univ. Press.
- Felsch, Philipp** (2015): *Der lange Sommer der Theorie: Geschichte einer Revolte 1960–1990*. München: Beck.
- Ferraris, Maurizio** (2014): *Manifest des neuen Realismus*. Frankfurt am Main: Klostermann.
- Gabriel, Markus** (Hrsg.) (2014): *Der neue Realismus*. Berlin: Suhrkamp.
- Nida-Rümelin, Julian** (2015): Die Verschulung des Geistes. In: *Die ZEIT*, Nr. 16 v. 1.5.2015. Online verfügbar unter: <http://www.zeit.de/2015/16/geisteswissenschaften-universitaeten-bologna>
- Pörksen, Bernhard** (2015): Wo seid ihr, Professoren? In: *Die ZEIT*, Nr. 31 v. 30.07.2015. Online verfügbar unter: <http://www.zeit.de/2015/31/wissenschaft-professoren-engagement-oekonomie>
- Radtke, Ulrich** (2013): Offener Brief: Wie Clubs und Kartelle der Hochschullandschaft schaden. In: *Spiegel Online* v. 10.05.2013. Online verfügbar unter: <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/brief-an-hrktrektor-der-uni-duisburg-essen-zur-hochschulfinanzierung-a-899078.html>.
- Raulff, Ulrich** (2014): *Wiedersehen mit den Siebzignern: die wilden Jahre des Lesens*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Rosa, Hartmut** (2013): *Beschleunigung und Entfremdung: Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit*. Berlin: Suhrkamp.
- Siehe auch:**
- Interview mit Philipp Felsch im Deutschlandfunk („Der Merve-Verlag war stilbildend“) vom 7.6.2015. Online verfügbar unter: http://www.deutschlandfunk.de/theorie-geschichte-der-merve-verlag-war-stilbildend.1184.de.html?dram:article_id=321935.
- Interview mit Ulrich Raulff in der Frankfurter Rundschau („Bücher lesen, wie man Pilze liest“) vom 26.9.2014. Online verfügbar unter: http://www.deutschlandfunk.de/theorie-geschichte-der-merve-verlag-war-stilbildend.1184.de.html?dram:article_id=321935
- Meyer-Guckel, Volker (2015): Verschulung? Ja bitte! In: *Die ZEIT*, Nr. 15 v. 25.4.2015. Online verfügbar unter: <http://www.zeit.de/2015/15/universitaet-struktur-schule-verschulung>
- Siebenteilige Reihe der ZEIT zum Neuen Realismus:
- Teil 1: <http://www.zeit.de/2014/15/neuer-realismus>
- Teil 2: <http://www.zeit.de/2014/17/architektur-der-stadt-ullrich-schwarz>
- Teil 3: <http://www.zeit.de/2014/18/neuer-realismus-3>
- Teil 4: <http://www.zeit.de/2014/21/neuer-realismus-dogmatismus>
- Teil 5: <http://www.zeit.de/2014/24/neuer-realismus-5-genforschung-neurowissenschaft>
- Teil 6: <http://www.zeit.de/2014/26/neuer-realismus-literatur>
- Teil 7: <http://www.zeit.de/2014/28/neuer-realismus-ausblick/seite-2>